

Manfred Fuhrmann

Manfred Fuhrmann (1925–2005), Latinist und Übersetzer, hatte von 1947 bis 1953 Klassische Philologie und Jura in Freiburg i. Br. und Leiden studiert. Nach Promotion (1953) und Habilitation (1959) in Freiburg war er seit 1962 Ordinarius in Kiel, bevor er 1966 an die neugegründete Universität Konstanz überwechselte. Seit dieser Zeit war er Mitglied der interdisziplinären Forschergruppe „Poetik und Hermeneutik“. In seiner Konstanzer Antrittsvorlesung *Die Antike und ihre Vermittler* (1969) trat Fuhrmann für Reformen innerhalb der Klassischen Philologie ein. Eine klare Abgrenzung von Gräzistik und Latinistik sollte sich mit der Ausweitung des jeweiligen Zuständigkeitsbereiches über die Antike hinaus verbinden. Sein Engagement für die Vermittlung der Antike über Universität und Wissenschaftsbetrieb hinaus fand einerseits in seinen vielfältigen Kontakten zu Schule und Lehrerschaft Ausdruck, andererseits in seiner wissenschaftlichen Produktion, in der Einführungen (Dichtungstheorie, Rhetorik), Biographien (Cicero, Seneca) und eben Übersetzungen vor allem lateinischer, aber auch griechischer Literatur einen wichtigen Platz einnahmen (Aristoteles' *Poetik*, Platons *Apologie* und *Kriton*, Ciceros Reden, Tacitus' *Germania*, sowie Texte von Prudentius, Hieronymus und Heinrich Bebel). Für seine Cicero-Übersetzung wurde er 1990 mit dem Johann-Heinrich-Voß-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung ausgezeichnet.

Fuhrmann äußerte sich in zahlreichen Vorträgen und Aufsätzen zu Fragen der Übersetzung antiker Literatur. Im folgenden Aufsatz unternimmt er eine Kategorisierung von Schreibweisen antiker Texte, denen er verschiedene Übersetzungsmaximen zuordnet, und wirft die Frage auf, inwieweit das Konzept der dokumentarischen Übersetzung, das Schadewaldt an Dichtung entwickelt und erprobt hatte, auf Kunstprosa übertragen werden könne.

Die gute Übersetzung.

Was zeichnet sie aus, und gehört sie zum Pensum des altsprachlichen Unterrichts?

Aus: *Der Altsprachliche Unterricht* 35, 1 (1992), 4–20.

Der Titel dieser Betrachtung könnte auch lauten: „Das ausgangs- und das zielsprachenorientierte Übersetzen antiker Autoren vom 18. Jahrhundert bis heute“. Die eine Überschrift hebt hervor, wozu, was hier gesagt wird, in der Praxis des altsprachlichen Unterrichts dienen soll, die andere versucht, die Sache zu umschreiben, um die es dabei vor allem geht, um das uralte Problem des sei es ‚wörtlichen‘, sei es ‚freien‘ Übersetzens.

Der Argwohn scheint nicht unbegründet, daß hier noch eine Lücke im sonst recht dichten Netz der altsprachlichen Didaktik und Methodenreflexion besteht, eine Ni-

sche gleichsam für jemanden, der das Übersetzen eher aus dem Blickwinkel des Verfertigers von Übersetzungen, weniger aus dem eines Lehrers in den alten Sprachen zu betrachten gewohnt ist.

1 Übersetzen als Gegenstand der Didaktik

Daß die altsprachliche Didaktik die Probleme des Übersetzens schlechtweg unerörtert ließe, wäre ein arges Fehlurteil und soll somit keineswegs behauptet werden – sie hat sie schon immer erörtert und erörtert sie heutzutage mit besonderem Eifer. Hierbei ging und geht es ihr allerdings nicht um das, was ein Übersetzer meint, wenn er vom Übersetzen spricht; es geht ihr vielmehr um das Verstehen altsprachlicher Texte im Medium der [5] deutschen Muttersprache, darum also, wie den jungen Adepten der alten Sprachen das Eindringen in die dunklen Chiffren, in die gehüllt sich ihnen die antiken Texte zu präsentieren pflegen, erleichtert werden kann.

Mit einem Wort, die Aufmerksamkeit der Didaktiker konzentriert sich auf die Schwierigkeiten, welche altsprachliche Texte den Lernenden bereiten; man führt Techniken oder Methoden vor, die ihnen dazu verhelfen sollen, dieser Schwierigkeiten durch schrittweis vorgehendes Entschlüsseln Herr zu werden. Hierzu dienen das Konstruieren, das Analysieren, das ‚wortwörtliche Übersetzen‘ und ähnliche Prozeduren¹; hierzu dienen weiterhin Verfahren, die den Dechiffrierprozeß optisch zu unterstützen suchen, wie die ‚Buchstabenmethode‘ und anderes, bis hin zur ‚Kästchenmethode‘.²

Die Übersetzungstheorie der altsprachlichen Didaktik bleibt mit alledem – was ja auch ihrer Aufgabe, dem Schulalltag förderlich zu sein und für die dort auftretenden Probleme Hilfen bereit zu halten, nur gemäß ist – sozusagen der Infrastruktur der eigentlichen Übersetzungsarbeit verhaftet, und sie pflegt dort aufzuhören, wo für den geübten oder gar professionellen Übersetzer die Schwierigkeiten erst richtig anfangen: für ihn ist ja nicht der Verstehensvorgang die Hürde, die ihm ernstlich Sorge macht, sondern das deutschsprachige Produkt, das er herstellen und das bestimmten Ansprüchen genügen soll. Kurz, die altsprachliche Didaktik, die doch ständig um das Übersetzen kreist, gibt kaum Hinweise, was eine wahrhaft gute Übersetzung sei, und kaum Rezepte, die den Schüler anleiten, selber eine gute Übersetzung anzufertigen.

Diese Enthaltsamkeit scheint, jedenfalls bei einem Teil der Didaktiker, auf gewolltem Verzicht zu beruhen.

„Erst jetzt, nachdem alle Einzelheiten geklärt sind, also Inhalt, Sinn und logische Verknüpfung aller Satzteile und Nebensätze erfaßt sind, können wir uns die Aufgabe stellen, den gesamten Text in deutscher Sprache wiederzugeben. Es fragt sich allerdings, ob das noch nötig ist.“³

1 S. R. Nickel: Altsprachlicher Unterricht, Darmstadt 1973, s. 119 ff., und: Die Alten Sprachen in der Schule, Kiel 1974, S. 130 ff.

2 Fr. Maier: Lateinunterricht zwischen Tradition und Fortschritt, Bd. 1, Bamberg 1979, S. 205 ff.

3 N. Wilsing: Die Praxis des Lateinunterrichts, Bd. 1, Stuttgart 1964², S. 144.

„Nicht das Übersetzte, d. h. der Text ist das Bildende, sondern das Übersetzen, nicht die Grammatik, sondern das Verstehen fremder Strukturen.“⁴

„Der Übersetzungs-Vorgang ist der produktive Prozeß, bei dem gedacht, verstanden und dazugelernt wird; die fertige Übersetzung selbst kann zwar dem Schüler Befriedigung darüber gewähren, daß dieser Prozeß erfolgreich abgeschlossen wurde ... einen Eigenwert hat das Endprodukt um so weniger, als für alle Texte deutsche Übersetzungen leicht zu erhalten sind, mit denen die Schülerleistungen nicht konkurrieren können.“⁵

Auf das Verstehen, nicht auf das Übersetzen kommt es an, und: den gedruckten Übersetzungen vermag der Schüler es doch nicht gleichzutun – diesem wohl vorherrschenden Tenor stehen zwar Stimmen gegenüber, die auf die Untrennbarkeit von Sinner-schließung [6] und Übersetzung hinweisen⁶ (es sei denn, jemand beherrsche die alten Sprachen derart, daß er in ihnen wie in seiner Muttersprache zu ‚denken‘ vermöchte), gleichwohl: zu einer Rezeption der wichtigsten Kategorien und Maximen der gegenwärtigen und zugleich uralten, auf Cicero und Hieronymus zurückgehenden Übersetzungstheorie und zu ihrer Anwendung im altsprachlichen Unterricht ist es offenbar bis jetzt noch nicht gekommen.

Die Essentialien der heutigen Übersetzungstheorie verdienen noch aus einem anderen Grunde die Aufmerksamkeit des Lehrers der alten Sprachen: Die gedruckten Übersetzungen antiker Literaturwerke haben, sei es in zwei-, sei es in einsprachigen Ausgaben, längst Eingang in den altsprachlichen Lektüreunterricht gefunden, nicht als quasi illegitimes, allenfalls geduldetes, sondern als durchaus vollwertiges Element neben der Lektüre und Interpretation im Original. Eine nicht geringe Anzahl von Ab-handlungen⁷ erörtert die Verwendungsmöglichkeiten, unter denen offenbar – neben der motivationsfördernden Wirkung – zwei ein besonderes Gewicht haben:

1. Nur mit Hilfe von Übersetzungen läßt sich ein wesentlicher Aspekt großer Literaturwerke – eines Dramas, eines Epos, einer historischen Schrift im Umfang mehrerer Bücher – noch zulänglich bewältigen: die Makrostruktur, die Komposition des Ganzen, auf der ein gut Teil der Absicht und Wirkung des betreffenden Werkes zu beruhen pflegt.
2. Der Vergleich einer oder mehrerer Übersetzungen mit dem Original veranschaulicht nachdrücklicher als jedes andere Verfahren die Kluft, welche die alten Sprachen durch ihre Semantik und Phraseologie, durch ihre Syntax und ihre stilistischen Möglichkeiten vom modernen Deutsch trennt; er macht die Möglichkeiten und Grenzen allen Übersetzens deutlich und bestätigt die Richtigkeit des bekannten Wortes von Schadewaldt, daß Übersetzen die Kunst des richtigen Opfern sei.⁸

⁴ E. Hermes: Latein in unserer Welt, Gymnasium 73, 1966, S. 115, mit Berufung auf A. Mitscherlich, Auf dem Wege zur vaterlosen Gesellschaft.

⁵ D. Lohmann: Die Schulung des natürlichen Verstehens im Lateinunterricht, AU XI/3, 1968, S. 37.

⁶ So z. B. R. Nickel, Altsprachl. Unt. (s. Anm. 1), S. 106.

⁷ S. das Literaturverzeichnis bei R. Nickel: Die Arbeit mit Übersetzungen, in: W. Höhn/N. Zink (Hg.): Handbuch für den Lateinunterricht, Sekundarstufe II, Frankfurt/M.-Berlin-München 1979, S. 203 ff.

⁸ W. Schadewaldt: Antikes Drama auf dem Theater heute, Pfullingen 1970 = Hellas und Hesperien, Zürich/Stuttgart 1970², Bd. 2, S. 650–671, hier S. 658.

Auch diese durchaus zutreffenden Feststellungen lassen eine gewisse Beschäftigung mit der heutigen Übersetzungstheorie als geraten erscheinen: eine Übersetzung und ihr Verhältnis zum Original vermag nur zu beurteilen, wer die Pflicht und die Kür des Übersetzers kennt, d. h. wer weiß, was ein Übersetzer in jedem Falle leisten muß und was er, je nach seinen besonderen Absichten, sei es so, sei es anders wiedergeben kann. Es kommt hinzu, daß zwar die semantischen Differenzen zwischen antikem Original und moderner Version jedem sofort in die Augen springen, der mit der Sache, der Kultur der Griechen und Römer, vertraut ist (weshalb denn in den einschlägigen Betrachtungen gerade dieser Aspekt hervorgehoben wird), daß sich indes die stilistischen Eigenheiten von Original und Übersetzung offenbar erst dem richtig bemerkbar machen, der sich ein wenig mit dem theoretischen Handwerkszeug des Übersetzers vertraut gemacht hat. [7]

2 Theorie der literarischen Übersetzung

Die Übersetzungstheorie, anspruchsvoller auch Übersetzungswissenschaft genannt, ist vornehmlich eine Domäne der Linguisten, zumal derer, die an Dolmetscherschulen lehren. Dort hat man sich allerdings, nicht selten mit einem etwas übertriebenen Aufwand an Terminologie, hauptsächlich den Gebrauchstexten der Lebenswirklichkeit gewidmet und die dort praktizierte Routine in Regeln gefaßt – was nicht hindert, daß auch der auf Literatur spezialisierte Philologe einiges daraus lernen kann.⁹ Auch die neueren Philologien befassen sich nicht wenig mit dem Geschäft des Übersetzens und den dabei geltenden Regeln, wobei sie sich, wie es ihnen zukommt, vor allem der ‚literarischen Übersetzung‘ in Geschichte und Gegenwart annehmen. Als herausragendes Ereignis auf diesem Felde sei die Ausstellung erwähnt, die das Deutsche Literaturarchiv im Schiller-Nationalmuseum Marbach (Neckar) im Jahre 1982 veranstaltet hat: „Weltliteratur – Die Lust am Übersetzen im Jahrhundert Goethes“; der Katalog, der sie begleitete¹⁰, ist eine Fundgrube zumal für Altphilologen. Erwähnt sei weiterhin, daß sich an der Universität Göttingen ein Sonderforschungsbereich „Die Literarische Übersetzung“ etabliert hat, der inzwischen mit einer erklecklichen Anzahl von einschlägigen Monographien an die Öffentlichkeit getreten ist.

Der Klassischen Philologie steht, da sie sich der ältesten und folgenreichsten Literaturwerke innerhalb der antik-europäischen Kulturtradition annimmt, Material von schier unübersehbarer Fülle zu Gebote.¹¹ Sie hat dieses Material auch durchaus zur Kenntnis genommen und in zahlreichen Einzeluntersuchungen beschrieben; insbesondere gehört das Verhältnis der römischen Literatur zur griechischen, das ja weithin

9 Dem Verfasser ist dies insbesondere durch das Studium des Buches von *W. Wilts*: Übersetzungswissenschaft. Probleme und Methoden, Stuttgart 1977, widerfahren.

10 Hrsg. von *R. Tgahrt u. a.*, Marbach 1982.

11 Für die griechische Literatur sei auf den Überblick von *H. Flashar*: Formen der Aneignung griechischer Literatur durch die Übersetzung, *Arcadia* 3, 1968, S. 133–156 = *Eidola*. Ausgewählte Kleine Schriften, hrsg. von *M. Kraus*, Amsterdam 1989, S. 486–508, verwiesen; für die lateinische Literatur scheint etwas Ähnliches noch nicht zu existieren.

unter die Kategorie Übersetzung fällt, seit langem zu den bevorzugten Gegenständen des Faches. Die Impulse indes, die von der neueren Rezeptionstheorie und -geschichte ausgehen könnten, haben dort einstweilen nur wenig Resonanz gefunden, und so fehlt es an autoren-, gattungs- und epochenübergreifenden Untersuchungen in antikeuropäischem Rahmen: über die jeweils vorherrschenden Techniken des Übersetzens und über die je maßgeblichen Zielgruppen von Übersetzungen, über den Einfluß der jeweils herrschenden Anstandsbegriffe auf die Wiedergabe freizügiger Texte, über die Probleme, die Dialekte oder Fachterminologien aufgeben, und anderes mehr.¹² Mit der heutigen Übersetzungstheorie schließlich hat die Klassische Philologie offenbar noch so gut wie nichts anfangen können, obwohl deren Kategorien und Modelle gewiß nicht nur dem Anfertigen neuer, sondern auch der Analyse vorhandener Übersetzungen dienlich sein können. [8]

Wolfgang Schadewaldt ist, jedenfalls im deutschen Sprachgebiet, die herausragende Ausnahme auf dem Felde der Übersetzungstheorie. Er hat sich nicht nur praktisch als Übersetzer betätigt (das taten und tun viele Altphilologen, wohl nicht zuletzt deshalb, weil sich die professionellen Verfertiger literarischer Übersetzungen an antike Werke nur selten wagen), er hat hierüber auch wiederholt Rechenschaft abgelegt – mit Reflexionen und Maximen, an denen kein Übersetzer und kein Kritiker von Übersetzungen antiker Texte vorübergehen sollte. Für die Zwecke der vorliegenden Skizze ist vor allem die letzte einschlägige Studie Schadewaldts von Belang, der Heidegger gewidmete Essay „Antikes Drama auf dem Theater heute – Übersetzung, Inszenierung“ (s. Anm. 8).

Schadewaldt geht dort von dem berühmten Dilemma allen Übersetzens aus, von der Frage, ob ‚wörtlich‘ oder ‚frei‘ oder, wie er sich ausdrückt, ob ‚dokumentarisch‘ oder ‚transponierend‘ übersetzt werden solle. Das dokumentarische Übersetzen sei für Dokumente aller Art und insbesondere für wissenschaftliche Werke angemessen: dort komme es zuallererst auf die möglichst exakte Wiedergabe des originalen Wortlauts an. Das transponierende Übersetzen hingegen finde nach allgemeiner Meinung zu Recht auf literarische oder poetische Texte Anwendung: dort dürfe der Übersetzer ein erhebliches Maß an Bewegungsfreiheit beanspruchen, um ein gut lesbares, angenehm klingendes Deutsch herzustellen; wem derlei gelinge, dessen Erzeugnis gelte als ‚kongenial‘.

Schadewaldt distanziert sich sodann von der Auffassung, daß transponierendes Übersetzen die antiken Dichtungen ‚kongenial‘ wiedergebe – in Wahrheit verfälsche es sie, und zwar in zweifacher Weise: zum einen lasse es einen Aischylos oder Sophokles in buntem Wechsel wie Goethe, Schiller, Hebbel oder einen anderen deutschen Dichter der jüngsten Zeit reden, zum anderen aber sei der Versuch, antike Fremdheit durch Transponieren zu beseitigen, mit dem Risiko belastet, daß beim heutigen Leser oder Hörer völlig falsche Assoziationen hervorgerufen würden. Schadewaldt fordert daher auch und gerade für die Werke der hohen Dichtung dokumentarisches, wort-adäquates

12 Rezeptionsgeschichtlich orientierte Einzeluntersuchungen hingegen sind durchaus vorhanden; als Beispiel sei die vorzügliche Arbeit von *G. Häntzschel*: *Johann Heinrich Voss. Seine Homer-Übersetzung als sprachschöpferische Leistung*, München 1977, genannt.

Übersetzen, wobei es dreierlei zu beachten gelte: erstens dürfe nichts weggelassen und nichts hinzugefügt werden; zweitens seien die dem Dichter eigentümlichen Ideen und Bilder getreulich zu bewahren; drittens müsse die Übersetzung die Wortfolge des Originals soweit wie möglich beizubehalten suchen. Schadewaldt nimmt allerdings bestimmte Texte von seinem Postulat des dokumentarischen Übersetzens aus (der Papyrus sei, da er für die folgenden Betrachtungen von besonderer Bedeutung ist, vollständig zitiert):

„Unleugbar allerdings, daß das transponierende Übersetzen unter gewissen Umständen sein sachliches Recht hat. Es ist überall dort am Platz, wo die Sprache des Originals den Charakter des Redensartlichen hat. Weithin durchsetzt von Redensartlichem pflegt die alltägliche Umgangssprache gerade einer kultivierten Gesellschaft, wie der athenischen, zu sein. Und redensartlich in dem gemeinten Sinne sind auch die literarisierten Schriftsprachen kultureller Spätepochen. In solchen Fällen ist es nur im Sinne des dokumentarischen Übersetzens, daß man die abgegriffene oder elegante Redensart des Originals in eine entsprechende Redensart der eigenen Sprache umsetzt. So mag das literarisierte Griechisch der Kaiserzeit und der Spätantike die Umsetzung in die glatte Redewendung unseres ja auch längst literarisierten Deutsch verlangen. Und so erfordert auch, in anderer Weise, der Witz in der Komödie, der auf dem Umgangssprachlichen beruht, in vielen Fällen das transponierende Übersetzen, wenn er als Witz auch in der Übersetzung wirken soll.“ (s. Anm. 8 – S. 654) [9]

3 Drei Texttypen und ihre Übersetzung

Eine Untersuchung von Katharina Reiss zur Übersetzungskritik unterscheidet im wesentlichen drei Texttypen: inhaltsbetonte, formbetonte und appellbetonte Texte.¹³ Inhaltsbetont sind Gebrauchstexte wie Urkunden und Briefe, ferner die Fachliteratur. Zu den formbetonten Texten gehören Gedichte, Dramen, Romane usw., zu den appellbetonten Reden und Satiren. Hier sollen in ähnlicher Weise drei Schreibweisen von Texten unterschieden werden:

- die normale Schreibweise, die sich an das Übliche, Konventionelle hält und dazu bestimmt ist, klar und ohne Umschweife Inhalte zu vermitteln;
- die rhetorische Schreibweise, die sogenannte Kunstprosa, die besondere – sei es typische, sei es individuelle – sprachliche oder argumentative Mittel verwendet, um die Zuhörer- oder Leserschaft durch Überredung und Mobilisieren von Affekten zu bestimmten Zielen zu lenken;
- die poetische Schreibweise, ans Versmaß gebunden, in Wortwahl und Satzbau größte Freiheit beanspruchend, bestimmt, dem Inhalt der Dichtung, der ‚Botschaft‘, durch Originalität zu möglichst reiner und starker Wirkung zu verhelfen.

Nun gibt es gewiß für die Übersetzungspraxis keine schärfere Grenze als die zwischen Poesie und Prosa: selbst der Jambus als das bequemste Versmaß pflegt das Übersetzen

13 K. Reiss: Möglichkeiten und Grenzen der Übersetzungskritik, München 1986³; s. auch *dieselbe*: Textbestimmung und Übersetzungsmethode. Entwurf einer Texttypologie, in: Übersetzungswissenschaft, hrsg. von W. Wilss (Wege der Forschung 535), Darmstadt 1981, S. 76–91. Vgl. auch R. Nickel: Die Arbeit mit Übersetzungen (s. Anm. 7), S. 196.

derart zu erschweren, daß sich hierfür kaum noch feste Regeln angeben lassen.¹⁴ Die folgende Betrachtung beschränkt sich daher auf die normale und die rhetorische Schreibweise.

Normale oder Sachprosa sowie Kunstprosa: diese beiden Textbereiche sollen nunmehr auf die Frage hin erörtert werden, was dort jeweils als ‚gute Übersetzung‘ gelten kann. Die Untersuchung bedient sich hierbei einer ähnlichen Alternative wie Schadewaldt: sie bezeichnet das dokumentarische Übersetzen als ‚ausgangssprachenorientiert‘ und das transponierende Übersetzen als ‚zielsprachenorientiert‘. Unter der erstgenannten Kategorie wird ein Übersetzungsverfahren verstanden, das die Wortwahl, die Wortstellung und die syntaktischen Strukturen des Originals zu kopieren sucht, soweit dies die Zielsprache zuläßt, selbst um den Preis einer ungewohnten oder gar schroffen Diktion; die andere Kategorie zielt auf Übersetzungen, die – um den Preis des Verzichts auf rigorose Genauigkeit – ein glattes, gefälliges Deutsch anstreben.

Das Ergebnis der Betrachtung sei vorweggenommen; es scheint paradox zu klingen. In den beiden Bereichen gelten je verschiedene Regeln, so daß dort auch je verschiedene Übersetzungen als ‚gut‘ angesehen zu werden verdienen. Im Bereich der normalen Texte ist die zielsprachenorientierte Übersetzung im allgemeinen die angemessene Lösung: hier kommt es auf eine exakte Wiedergabe der Wortstellung oder der syntaktischen Strukturen [10] weniger an als auf eine möglichst eingängige Vermittlung des Inhalts; ausgangssprachenorientierte Übersetzungen können allerdings bei philosophischen oder stark mit Termini durchsetzten fachwissenschaftlichen Texten als Hinführung zum Original den Vorzug verdienen.¹⁵ Im Bereich der Kunstprosa wiederum ist, insbesondere was die dort verwendeten künstlerischen Mittel angeht, zielsprachenorientiertes Übersetzen nicht einmal als Ausnahme möglich: je stärker ein Prosatext künstlerisch geformt ist, desto mehr muß sich die Übersetzung in Diktion, Wortstellung und Satzstruktur an das Original anzuschmiegen suchen.¹⁶ In Sachtexten ist es somit die Pflicht des Übersetzers, in lexikalisch-idiomatischer und in syntaktischer Hinsicht nach analogen Lösungen zu suchen; in Kunstprosatexten hingegen muß er auf eine möglichst genaue Abbildung dessen bedacht sein, was er vorfindet.

Dem Grundpostulat der Äquivalenz oder, schlichter ausgedrückt, der Treue genügen beide Übersetzungsverfahren, wenn sie in der angegebenen Weise verwendet werden, gleichermaßen: die zielsprachlich orientierte Version läßt den normalen Text als normalen Text erscheinen, weil ihre Sprachform in demselben Maße Funktion des Inhalts ist wie die des Originals (hier wie dort ist alles unscheinbar und nur um der Vermittlung des Inhalts willen gesagt); die die künstlerischen Mittel des rhetorischen Textes nach Möglichkeit abbildende Version wiederum erzielt per se in etwa dieselben

14 Schadewaldt schlägt daher vor, auf metrische Strenge zu verzichten, und in diesem Zusammenhang fällt das Wort von der Kunst des richtigen Opfers. Über die Richtigkeit dieser Maxime läßt sich streiten; sie ist jedenfalls zeitgebunden.

15 Diese Bestimmung entspricht der These Schadewaldts, daß umgangssprachliche, stark durch idiomatische Wendungen geprägte Texte transponierend zu übersetzen seien; allerdings wird hier der Umkreis, der gewöhnliche, nicht auffällig durch Termini geprägte Texte einbezieht, etwas weiter gezogen.

16 Es bedarf kaum des Hinweises, daß hiermit auch für die Kunstprosa reklamiert wird, was Schadewaldt für die Dichtung fordert: dokumentarisches Übersetzen.

Wirkungen wie das Original – Voraussetzung hierfür ist allerdings, daß die Rezipienten einer derartigen Übersetzung in einem ähnlichen Ambiente sprachlicher Kultur leben.¹⁷

4 Normen der Sachprosa – zwei Beispiele

Wie kann man, sei es originalnah und relativ weit von der Zielsprache entfernt, sei es relativ originalfern, aber im Geiste der Zielsprache übersetzen, ohne sich blanker Willkür schuldig zu machen? Daß dies möglich ist, daß jede Zielsprache für diese Alternative von Übersetzungsverfahren Spielräume darbietet, soll nunmehr an Hand von zwei lateinisch-deutschen Beispielen gezeigt werden, an Hand von Beispielen in einigermaßen normaler Schreibweise.¹⁸

Beispiel 1 (Cicero)

Zunächst sei ein Satz aus einem Brief betrachtet, aus einem Kondolenzschreiben, das der Jurist Servius Sulpicius Rufus im Jahre 45 v. Chr., also unter Caesars Diktatur, an Cicero [11] gerichtet hat (Ad fam. 4,5); es sollte Cicero Trost spenden, der in jener schweren Zeit seine einzige Tochter verloren hatte. Der Satz (§ 3) lautet im Original wie folgt:

Quotiens in eam cogitationem necesse est et tu veneris et nos saepe incidimus, hisce temporibus non pessime cum iis esse actum, quibus sine dolore licitum est mortem cum vita commutare!

Dieser Satz sei zunächst im Stile einer mittelalterlichen Interlinearversion wiedergegeben, weil so die Ausgangsposition für die beiden Arten des Übersetzens schärfere Konturen gewinnt – hierbei werden lediglich die Wörter der Ausgangssprache durch möglichst bedeutungsgleiche Wörter der Zielsprache ersetzt, unter Mißachtung aller Regeln der Zielsprache:

Wie oft auf diesen Gedanken unvermeidlich ist sowohl Du gekommen seist als auch wir häufig sind verfallen, in diesen Zeiten nicht am schlechtesten mit denen zu sein gehandelt worden, denen ohne Schmerz erlaubt gewesen ist, den Tod mit dem Leben zu vertauschen!

Wenn man nun aus diesem Gebilde, bei dem die deutschen Wörter als eine Art dünner Tünche die Konturen des Originals noch überall durchschimmern lassen, einen korrekten deutschen Satz herstellen will, dann muß man sich zunächst vor Augen halten, daß das Lateinische und das Deutsche – wie alle Sprachen – zwei Grundtypen von Normen kennen: (1) zwingende Regeln, d. h. Gebote oder Verbote, die keine oder kaum eine Ausnahme zulassen; (2) Regeln des ‚guten Stils‘, d. h. allerlei Konventionen, die fast immer oder meist befolgt werden, von denen man jedoch auch, und sei es um den Preis einer unbeholfenen oder sonstwie befremdlichen Ausdrucksweise, von Fall zu Fall abweichen kann.

17 Wer nur über einen ‚restringierten Code‘ verfügt, vermag dergleichen ebensowenig zu verstehen wie der Held der bekannten Erzählung Plenzdorfs die Sprachform des goetheschen „Werther“.

18 Das Folgende nach meiner Skizze: Vom Übersetzen aus dem Lateinischen, Sonderdruck der Stiftung „Humanismus heute“, Freiburg Br./Würzburg 1988², S.12 ff.

Die jeweiligen Normen aber sind in den beiden Sprachen nicht deckungsgleich: einem zwingenden Gebot im Lateinischen kann ein zwingendes Verbot im Deutschen gegenüberstehen (eine im Lateinischen obligatorische Konstruktion z.B. ist dem Deutschen fremd), und vieles, was im Lateinischen fast immer oder meist befolgt wird, ist im Deutschen gerade eben noch zulässig, wenn auch unter Verletzung des ‚guten Stils‘. Und exakt diese verschiedenen Grade von Inkongruenzen, von sei es stets, sei es in aller Regel erforderlichen Abweichungen sind die Voraussetzung dafür, daß man beliebige Texte sei es Ausgangssprachen-, sei es Zielsprachenorientiert übersetzen kann. Denn die Ausgangssprachenorientierte Übersetzung nimmt lediglich auf die Inkongruenzen des ersten Typs, auf die Differenzen im Bereich der zwingenden Normen Bedacht; die Zielsprachenorientierte Übersetzung hingegen trägt darüber hinaus noch der Tatsache Rechnung, daß in den beiden Sprachen auch die Regeln des ‚guten Stils‘, des Üblichen und Gewöhnlichen, voneinander abweichen.

Die soeben vorgeführte Interlinearversion des Satzes aus dem Sulpicius-Brief verstößt offensichtlich mehrfach gegen zwingende Normen der deutschen Grammatik. Sie verletzt die Grenzen des bei der Wortstellung Erlaubten: die Ausdrücke „auf diesen Gedanken“ und „ohne Schmerz“ erscheinen zu früh. Vor allem aber enthält sie syntaktische Erscheinungen, die das Deutsche nicht kennt: den Konjunktiv „gekommen seist“ in Abhängigkeit von „unvermeidlich ist“ sowie das Infinitivgefüge „in diesen Zeiten ... zu sein gehandelt worden“. Alle diese Verstöße muß auch derjenige vermeiden, der lediglich eine der Ausgangssprache nahestehende Übersetzung herstellen will: an den zwingenden Normen der Zielsprache findet nach heutzutage allgemein anerkannter Auffassung das Bestreben, den fremden Text im Medium der Zielsprache zu kopieren, eine unüberschreitbare Grenze. [12] Hieraus resultiert, daß eine nach heutigen Begriffen zulängliche Ausgangssprachenorientierte Version des Satzes – eine Version also, welche die zwingenden grammatischen Normen der Zielsprache respektiert – folgendes Aussehen haben muß:

Wie oft war unvermeidlich, daß sowohl Du auf diesen Gedanken gekommen bist, als auch wir häufig darauf verfallen sind, daß in diesen Zeiten nicht am schlechtesten mit denen gehandelt worden ist, denen erlaubt gewesen ist, ohne Schmerz den Tod mit dem Leben zu vertauschen!

Auch diese Fassung knirscht noch etwas in den Scharnieren: weil die eigentlich nur im Lateinischen mögliche Verklammerung von „ist unvermeidlich“ mit dem hiervon abhängigen Satz durch „wie oft“ bewahrt geblieben ist und weil der Satz „als auch wir häufig darauf verfallen sind“ schon im Original etwas aus der Konstruktion heraustritt.

Doch weiter, zur Zielsprachenorientierten Version, die ja, wie schon festgestellt, auch auf Inkongruenzen im Bereich des ‚guten Stils‘ Bedacht nehmen muß. Das lateinische Original (diese Tatsache ist Voraussetzung für die Anpassungen an das im Deutschen Übliche, die nunmehr vorgenommen werden sollen) enthält nirgends eine ungewöhnliche, vom Konventionellen spürbar abweichende Ausdrucksweise; der Satz ist klar aufgebaut und zeugt bei allem Pathos von schlichter Eleganz. Es gilt somit, die doch reichlich mechanische Form-für-Form- und Wort-für-Wort-Gleichheit der bisher erreichten Stufe in eine Formulierung umzuwandeln, welche die Ausdrucksmittel des

Originals durch entsprechend übliche und häufige Ausdrucksmittel der Zielsprache ersetzt – etwa so:

Wie oft mußte sich dir der Gedanke aufdrängen (und auch ich bin häufig darauf verfallen), es sei in unseren Zeiten mit denen nicht am schlechtesten bestellt, die ohne Schmerz ihr Leben mit dem Tod vertauschen durften!

Diese Fassung enthält gegenüber der vorigen eine erkleckliche Anzahl von syntaktischen und phraseologischen Veränderungen. So hat der schwerfällige Ausdruck „war unvermeidlich, daß Du ... gekommen bist“ dem schlichten „mußte sich dir ... aufdrängen“ den Platz geräumt. So ist weiterhin das umständliche „sowohl ... als auch“ (für die Wörtchen *et ... et*) einem bündigen „und auch“ gewichen. Ferner erscheint anstelle des im Deutschen hier mißverständlichen „wir“ (es hat im Original weder die Funktion eines Pluralis maiestatis, noch steht es für „man“) das eindeutig gemeinte „ich“. Außerdem wurde für das steife „in diesen Zeiten“ die geläufigere Wendung „in unseren Zeiten“ eingesetzt; das klobige „gehandelt worden ist“ verschwand, und schließlich nehmen nunmehr „Leben“ und „Tod“ die im Deutschen üblichen Positionen ein. Diese Fassung enthält durchweg Formulierungen, die ebenso üblich sind wie die des lateinischen Originals; sie hat somit hier, bei einem normalen Text, als dessen angemessene, ‚gute‘ Verdeutschung zu gelten.

Beispiel 2 (Caesar)

Das zweite Beispiel dieser Art, das hier untersucht werden soll, entstammt Cäsars „gallischem Krieg“, dem Helvetier-Feldzug im ersten Buche; es lautet (B. G. 1,7,1):

Caesari cum id nuntiatum esset, eos per provinciam nostram iter facere conari, maturat ab urbe proficisci ...

Auch hier sei der – eigentlich nicht erlaubte – Extremfall einer ausgangssprachenorientierten Übersetzung an den Anfang gestellt, einer Übersetzung also, die lediglich das Wortmaterial der Ausgangssprache durch bedeutungsgleiches Wortmaterial der Zielsprache ersetzt, unter Mißachtung nicht nur des in der Zielsprache Üblichen und Gebräuchlichen, sondern auch der dort herrschenden zwingenden Normen:

Dem Cäsar als das gemeldet worden wäre, sie durch Provinz unsere den Weg zu machen versuchen, eilt von der Stadt aufzubrechen ...

Eine weniger radikal am Original orientierte Version, eine Version also, die wenigstens die zwingenden Regeln der Zielsprache beachtet, würde dann etwa so lauten:

Cäsar, als ihm gemeldet worden war, daß sie durch unsere Provinz den Weg zu machen versuchen, eil von der Stadt aufzubrechen ...

Da sich das Original auch in diesem Falle einer Diktion befleißigt, die nirgends erheblich von der schlichsten und üblichsten Redeweise abweicht, muß, wer nunmehr noch eine zielsprachenorientierte Version herstellen möchte, abermals die Ausdrücke des Originals durch entsprechend häufige und konventionelle Ausdrücke der Zielsprache zu ersetzen suchen, er muß in den Bereichen der Syntax (in diesem Falle: der Tempusgebung), der Wortstellung und der Phraseologie nach den treffendsten Analogien Ausschau halten.

Um mit der *Tempusgebung* zu beginnen: es ist zwar möglich zu sagen „als ihm gemeldet worden war“, aber es ist nicht üblich. Der Originaltext hingegen bedient sich der im Lateinischen üblichen, ja beinahe schon zwingend vorgeschriebenen Ausdrucksweise; der Römer unterschied ja streng die Zeitschichten, und wenn eine Handlung A einer Handlung B vorausgegangen war, dann wurde das meist durch je verschiedene Tempora ausdrücklich hervorgehoben, und zwar sowohl in der Zeitsphäre der Vergangenheit als auch in der der Zukunft. Das Deutsche jedoch pflegt in dieser Hinsicht weniger genau zu sein, und das Plusquamperfekt zumal hat dort zuallererst die Aufgabe, den Vollzug oder Abschluß eines Geschehens in der Vergangenheit festzustellen – die bloße Relation der Vorzeitigkeit bleibt im allgemeinen unausgedrückt.

Da es im Cäsar-Beispiel auf den Abschluß der Handlung nicht ankommt, verfahren wir ganz korrekt, wenn wir das lateinische Plusquamperfekt durch ein Imperfekt ersetzen: „als ihm gemeldet wurde“ – es gibt eben nicht nur zwingende Normen, sondern auch allerlei mehr oder weniger verbindliche Konventionen des Gebrauchs. Außerdem sind im Deutschen Passivformen meist schwerfällig, da sie stets aus mehreren Elementen bestehen; sie werden daher, wenn möglich, vermieden. Das Lateinische hingegen kennt in dieser Hinsicht keine Skrupel: das Passiv ist dort genauso selbstverständlich wie das Aktiv. Und schließlich ist das Präsens historicum im Deutschen in diesem Falle wegen des vorausgehenden als-Satzes unschön; es wird daher besser durchs Imperfekt wiedergegeben. Der Beispielsatz lautet, wenn man diese Einsichten aus ihm anwendet, wie folgt:

Cäsar, als man ihm meldete, daß sie durch unsere Provinz den Weg zu machen versuchten, eilte von der Stadt aufzubrechen ...

Nun zur *Wortstellung*: auch in diesem Punkte hält sich der Beispielsatz im wesentlichen an das Übliche – man könnte allenfalls erwägen, ob die betonte Anfangsstellung von *Caesari* (der Name kommt an dieser Stelle zum ersten Male in dem ganzen Werke vor) eine besondere Ausdrucksfunktion haben soll. Man wird gleichwohl an der holprigen Wortfolge „Cäsar, als man ihm meldete“ nicht festhalten wollen, und wenn man nun noch, wie [14] heutzutage wohl üblicher, Subjekt und Prädikat des daß-Satzes zusammenrücken läßt, dann ergibt sich folgende Fassung:

Als man Cäsar meldete, (daß) sie versuchten, den Weg durch unsere Provinz zu machen, da eilte er, von der Stadt aufzubrechen ...

Endlich die *Phraseologie*: eine jede Sprache ist in den einzelnen Sinnbereichen und Wortfeldern unterschiedlich reichlich mit Wörtern versehen; jede Sprache hat eine andere Idiomatik, hat andere typische Wendungen und Ausdrucksweisen. Nunmehr soll auch auf diese Tatsache Bedacht genommen werden: die typischen Ausdrücke der Ausgangssprache werden durch typische Ausdrücke der Zielsprache ersetzt. So kann man in unserem Beispiel statt „man meldete Cäsar“ sagen: „Cäsar erhielt die Nachricht“ (womit man sich überdies den Vorteil einhandelt, daß Neben- und Hauptsatz dasselbe Subjekt bekommen); außerdem genügt für *iter facere*, „den Weg machen“ oder

besser „den Weg nehmen“, das eine Wort „(durch)ziehen“, und „eilte“ drücken wir als Modalität der Handlung gern durch ein Adverb aus, etwa durch „eilends“ oder „schleunigst“. Unser Satz lautet nunmehr so:

Als Cäsar die Nachricht erhielt, sie versuchten, durch unsere Provinz zu ziehen, da brach er eilends von der Stadt auf.

Diese Fassung dürfte keinerlei syntaktische oder phraseologische Reminiszenzen an die Ausgangssprache mehr erhalten. Gleichwohl könnte man hier noch einen Schritt weitergehen: man könnte die Kompetenzen des Übersetzers gelinde überschreiten und zugleich die Rolle des Interpreten, des den Text erklärenden Philologen wahrnehmen. Denn was bedeutet „von der Stadt“? Für den Römer verstand sich von selbst, daß Rom gemeint war. In solchen Fällen darf sich der Übersetzer weiter vorwagen: er darf, wenn er sich Fußnoten wie „die Stadt: das heißt Rom“ sparen will, sofort schreiben (wobei er noch, der Deutlichkeit halber, den Begriff „Helvetier“ wieder aufnimmt):

Als Cäsar die Nachricht erhielt, die Helvetier versuchten, durch unsere Provinz zu ziehen, da reiste er eilends aus Rom ab.

Soviel zum Unterschied zwischen ausgangs- und zielsprachenorientiertem Übersetzen. Als Demonstrationsobjekte dienten zwei Sätze, die sich eines den Konventionen ihrer Zeit und ihrer Schicht verhafteten Stils befleißigen und jedenfalls keine auffälligen rhetorischen Mittel enthalten; bei ihnen ist daher eine zielsprachenorientierte, transponierende Wiedergabe am Platze. Von der Möglichkeit einer derartigen Übersetzung sollte auch der heutige Unterricht in den alten Sprachen eine gewisse Vorstellung vermitteln: durch Konsultation einer hierfür geeigneten vorhandenen Übersetzung oder besser noch durch eigene Anstrengung – wer das für zu schwierig hält, dem fehlt es an Mut und an der Bereitschaft zu hartnäckiger Suche, der obersten Tugend eines jeden Übersetzers.

5 Kunstprosa – zum Beispiel Tacitus

Es wurde bereits angedeutet, daß bei rhetorischen Texten, die ihre Form gleichsam zur Schau tragen und durch ihre auffällige Stilisierung eine besondere Absicht zu erkennen geben, zielsprachenorientiertes Übersetzen nicht in Betracht kommt: ungewöhnliche [15] Metaphern und andere bildliche Ausdrücke, unüberhörbare rhythmische und klangliche Effekte, die sogenannten Stilfiguren, zumal Wiederholungsfiguren wie die Anapher, oder Sequenzen von offenkundig parallel gebauten Sätzen: alle diese sei es rhetorischen, sei es poetischen Erscheinungen müssen stets in strenger Anlehnung an das Original wiedergegeben, müssen möglichst vollständig in die Version hinübergerettet werden. Was der Autor eines relativ kunstvollen, eines manierierten, pathetischen oder sonstwie markant vom Alltäglichen abweichenden Textes frei, d. h. unbeengt durch zwingende Regeln oder durch Konventionen seiner Sprache ausgewählt hat, um seinem besonderen Stilwillen, seiner besonderen Wirkungsintention Ausdruck zu verleihen, ist für den Übersetzer in dem Sinne verbindlich, daß er nicht nach einer

analogen Wiedergabe suchen darf, sondern einzig und allein eine möglichst ähnliche Wiedergabe anstreben muß. Er ist also überall dort, wo sich der Autor des Originals unter mehreren Möglichkeiten für eine Formulierung entschieden hat, die nicht am nächsten lag, zu rigoroser Wörtlichkeit verpflichtet, und zwar gerade dann, wenn sein Produkt das Original ersetzen soll, wenn es also dieselben Wirkungen zu erzielen sucht, wie sie das Original beim ursprünglichen Publikum erzielt haben mag. Denn Stilistika zielen stets auf bestimmte künstlerische Wirkungen, und um der Wirkungsäquivalenz willen darf der Übersetzer die Stilmittel, die seine Vorlage verwendet, nicht verwischen und nicht einebnen.

Ein Beispiel aus dem Bereich der Kunstprosa, aus der mit den Stilmitteln der Rhetorik durchtränkten Geschichtsschreibung – das Anfangskapitel der „Germania“ des Tacitus –, möge das hier Gemeinte veranschaulichen: ein Vergleich dreier Versionen (aus den Jahren 1932, 1929 und 1971) soll zeigen, in welchem Ausmaß eine jede Version die besonderen Stil- und Ausdrucksmittel des Originals bewahrt hat. Das Original lautet wie folgt:

Germania omnis a Gallis Raetisque et Pannoniis Rheno et Danuvio fluminibus, a Sarmatis Dacisque mutuo metu aut montibus separatur; cetera Oceanus ambit, latos sinus et insularum immensa spatia complectens, nuper cognitis quibusdam gentibus ac regibus, quos bellum aperuit.

Rhenus Raeticarum Alpium inaccessio ac praecipiti vertice ortus modico flexu in occidentem versus septentrionali Oceano miscetur. Danuvius molli et clementer edito montis Abnobaie iugo effusus plures populos adit, donec in Ponticum mare sex meatibus erumpat; septimum os paludibus hauritur.

Die erste der hier ausgewählten Übersetzungen gibt den lateinischen Text so wieder:

„Von den Galliern, Rätern und Pannoniern trennen Rhein und Donau, von den Sarmaten und Dakern gegenseitige Furcht und Gebirge die Germanen. Das übrige Germanien begrenzt das Meer, das breite Buchten und weit ausgedehnte Inseln umfaßt. Von den Königen und Völkern, die dort zu Hause sind, haben wir erst vor kurzem einige kennengelernt, der Krieg hat uns den Zugang zu ihnen erschlossen.“

Der Rhein entspringt auf einem unbestiegbaren und steilen Gipfel der Rätischen Alpen, wendet sich in mäßiger Biegung nach Westen und mündet in die Nordsee. Die Donau kommt von einer sanft und allmählich ansteigenden Höhe des Schwarzwaldes; sie durchfließt mehr Länder als der Rhein, ehe sie sich in sechs Armen ins Schwarze Meer ergießt. Der siebente Arm verliert sich in Sümpfen.¹⁹ [16]

In der zweiten Übersetzung nimmt sich der Text so aus:

„Germanien in seiner Gesamtheit wird von den Galliern, Rätern und Pannoniern durch die Flüsse Rhein und Donau, von den Sarmaten und Dakern durch gegenseitige Furcht und durch Gebirge geschieden. Das übrige Germanien umgibt der Ozean, der umfangreiche Landungen und ungemessen große Inselgebiete umspannt. Doch sind neuerdings einige Völkerschaften und Könige bekannt geworden, die der Krieg erschlossen hat.“

19 Tacitus, Germania, übersetzt von H. Ronge, München 1932.

Der Rhein entspringt auf der unzugänglichen und schroffen Höhe der Rätischen Alpen, wendet sich in mäßiger Biegung nach Westen und mündet in das Nordmeer. Die Donau kommt von dem sanften, allmählich ansteigenden Rücken des Abnoba-gebirges, nimmt ihren Lauf durch mehr Länder, bis sie sich in sechs Armen ins Schwarze Meer ergießt. Eine siebente Mündung verliert sich in Sümpfen.²⁰

Die dritte Übersetzung schließlich sucht das Original folgendermaßen zu verdeutlichen:

„Germanien insgesamt ist von den Galliern, von den Rätern und Pannoniern durch Rhein und Donau, von den Sarmaten und Dakern durch wechselseitiges Mißtrauen oder Gebirgszüge geschieden. Die weiteren Grenzen schließt das Weltmeer ein, breite Landvorsprünge und Inseln von unermesslicher Ausdehnung umfassend: erst unlängst wurden einige Völkern und Könige bekannt, zu denen der Krieg den Zugang eröffnet hat.

Der Rhein, auf unzugänglicher und schroffer Berghöhe der Rätischen Alpen entspringend, wendet sich in mäßiger Biegung nach Westen und mündet sodann in das Nordmeer. Die Donau, einem sanften und gemächlich ansteigenden Rücken des Abnoba-gebirges entströmend, berührt eine Reihe von Völkern, ehe sie mit sechs Armen ins Schwarze Meer eindringt; eine siebte Mündung verliert sich in Sümpfen.“²¹

Das Original ist im Aufbau und in den Formulierungen des Details von größtem Raffinement. Die beiden ersten Wörter spielen offensichtlich auf den Anfang von Cäsars „Gallischem Krieg“ an: *Gallia est omnis divisa in partes tres*. Kühn ist die Verbindung der verschiedenartigen Substantive *mutuo metu aut montibus*; fast schon präziös klingen die Partizipialkonstruktionen, die, weit ausladend, an das Sätzchen *cetera Oceanus ambit* angehängt sind. Die beiden an erster Stelle genannten und für die Römer wichtigsten Grenzen, Rhein und Donau, werden im zweiten Absatz des näheren erläutert – dort finden wir eine wohldosierte Mischung von Parallelismen und Variationen. Immerhin enthält auch dieser Text einiges Konventionelle. So pflegten die Römer bei geographischen Eigennamen die jeweilige Gattung hinzuzufügen: *flumen Rhenus*, *mons Abnoba*. Im Deutschen fehlt es an einer derartigen Konvention; folglich ist es bei bekannten Eigennamen unnötig, die Gattungsbezeichnungen wiederzugeben.

Doch hier kommt es vor allem auf die Behandlung an, welche die drei Versionen den individuellen Merkmalen, den Stilmitteln des taciteischen Textes angedeihen lassen. Da zeigt sich sofort, daß die Übersetzung 1 den kunstvoll arrangierten Anfang durch eine in diesem Falle ganz unangebrachte Transformation ins Aktiv zerstört hat – Germanien, das [17] Titelwort des ganzen Werkes, rückt in die Endposition. Richtig verfahren hingegen die Übersetzungen 2 und 3, wobei allerdings die Übersetzung 2 das unscheinbare Wort *omnis* durch die schwerfällige Formel „in seiner Gesamtheit“ wiedergibt – auch Länge und Gewicht der einzelnen Satzelemente gehören zu den Faktoren, die ein auf Äquivalenz erpichteter Übersetzer beachten muß. Dann, bei der durch *cetera* eingeleiteten zweiten Hälfte der Periode, setzen alle drei Versionen neu ein: die Version 1 zerhackt den Rest in drei selbständige Sätze; die Versionen 2 und 3 kommen mit zwei Sätzen aus, wobei die Version 3 deren enge Zusammengehörigkeit

20 Tacitus, *Germania*, übersetzt von E. Fehrle, München 1929.

21 Tacitus, *Germania*, übersetzt von M. Fuhrmann, Stuttgart 1971.

durch einen Doppelpunkt angedeutet. Hierbei hat nur die Version 3 das lateinische Partizip *complectens* zu bewahren gewagt, und zwar offensichtlich nach der Maxime, daß ein prezöses Original auch übersetzt prezös klingen sollte. Was hingegen statt dessen die Versionen 1 und 2 bieten, nimmt sich eher nüchtern und hausbacken aus.

Der zweite Absatz bestätigt das bisherige Bild. Tacitus kennzeichnet die beiden Ströme jeweils durch drei Daten, durch Ursprung, Verlauf und Mündung; hierfür hat er im Falle des Rheines die Folge Partizip-Partizip-Hauptsatzprädikat (*ortus – versus – miscetur*), im Falle der Donau hingegen die Folge Partizip – Hauptsatzprädikat – Nebensatz (*effusus – adit – donec ... erumpat*) gewählt. Die Übersetzungen 1 und 2 nehmen auf dieses Filigranwerk keinerlei Rücksicht: sie transformieren sämtliche Partizipien in Hauptsatzprädikate und stellen so ein spannungsloses Nebeneinander gleichartiger Satzelemente her.

So viel zu den Grenzen zielsprachenorientierten Übersetzens. Kunstprosa darf nicht in Alltagsdeutsch transponiert, sondern muß – wie, nach Schadewaldt, auch alle Dichtung – ausgangssprachenorientiert, dokumentarisch übersetzt werden; wer, sei es aus Unachtsamkeit, sei es um Fremdartigkeit zu eliminieren, anders verfährt, raubt dem Text seine künstlerische Eigenart und stuft ihn zu einem bloßen Vermittler von Inhalten herab.

Eine derartige abbildende Übersetzung sollte von Zeit zu Zeit auch im Unterricht anwesend sein: die Beschäftigung mit Kunstprosa darf sich nicht in grammatischen und inhaltlichen Fragen erschöpfen (wozu beschäftigte man sich sonst mit ihr), und die Analyse einer schon vorhandenen oder die Verfertigung einer neuen Version ist ein gutes Vehikel, die formalen Reize des Originals anschaulich zu machen.

6 Zur Tradition der Übersetzungsmaximen

Nicht zu Unrecht gilt Cicero als Wegbereiter der Übersetzungstheorie; er hat jedenfalls zum ersten Male die Alternative formuliert, die seither wie nichts anderes alle übersetzerische Tätigkeit beherrscht.²² Er habe, bemerkt er in der „*De optimo genere oratorum*“ betitelten Einleitung zu seiner (nicht erhaltenen) Übersetzung des berühmten Redepaares von Aischines und Demosthenes, nicht wie ein Dolmetscher, sondern wie ein Redner übersetzt, unter Beibehaltung von Gehalt und rhetorischer Gestalt der Texte, jedoch in einer den Konventionen der lateinischen Sprache Rechnung tragenden Wortwahl: „Hierbei habe ich es nicht für erforderlich gehalten, für jedes Wort ein Wort zu bringen; ich habe vielmehr den Ausdruck im ganzen und seinen Sinn bewahrt. Ich meinte nämlich, daß es nicht darauf ankomme, dem Leser die Worte zuzuzählen, sondern vielmehr darauf, sie ihm gleichsam zuzuwägen.“ (§14)

22 S. z. B. G. Mounin, *Die Übersetzung. Geschichte, Theorie, Anwendung*, München 1967, S. 24.

Sententiae – verba: Hieronymus nimmt in seinem berühmten Brief 57²³, „*De optimo [18] genere interpretandi*“, diesen Gegensatz auf und bringt dort (Kap. 5) das Dilemma allen Übersetzens auf die folgende Formel:

Si ad verbum interpretor, absurde resonant; si ob necessitatem aliquid in ordine, in sermone mutavero, ab interpretis videbor officio recessisse.

Er entscheidet sich – abgesehen von den Heiligen Schriften, wo selbst die Wortfolge ein Mysterium sei – für das Prinzip *non verbum e verbo, sed sensum exprimere de sensu*. Diese ältesten Ansätze zu einer Übersetzungstheorie sind offenbar, wie die Antithese *verba – sententiae* vermuten läßt, aus der rhetorischen Auslegungslehre, aus der dort gängigen Unterscheidung von strenger und freier Gesetzesauslegung hervorgegangen; *interpretari* im Sinne von ‚Auslegen‘ und im Sinne von ‚Übersetzen‘ hängen eng miteinander zusammen.

Eine modernere und differenziertere Umschreibung des Methodenkontrastes zwischen ‚wörtlich‘ und ‚sinngemäß‘ findet sich bei Goethe, der von seinem Freunde Wieland folgendes behauptet:²⁴

Es gibt zwei Übersetzungsmaximen: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herüber gebracht werde, dergestalt, daß wir ihn als den Unsrigen ansehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung, daß wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden sollen ... Unser Freund, der auch hier den Mittelweg suchte, war beide zu verbinden bemüht, doch zog er als Mann von Gefühl und Geschmack in zweifelhaften Fällen die erste Maxime vor.

Der fremde Autor wird zu uns herübergebracht: so verfährt die zielsprachenorientierte Methode; wir sollen uns zu dem fremden Autor hinüberbegeben: hierzu sucht die ausgangssprachenorientierte Übersetzung anzuleiten. Wieland hat in der Tat, wie es im 18. Jahrhundert allgemein üblich war, zielsprachenorientiert übersetzt: ihm galten Treue und Verständlichkeit als die obersten Prinzipien aller Übersetzung, doch im Konfliktfalle räumte er der Verständlichkeit den Vorrang vor der Treue ein.²⁵

Als Goethe seine treffende Charakteristik der Übersetzungsmaximen Wielands niederschrieb, hatte sich in der Praxis des Übersetzens antiker Autoren bereits ein tiefgreifender Wandel vollzogen: man wandte sich ab von der unbefangenen Einverleibung in die eigene Sprache und die eigene Epoche; man suchte auch in dem deutschen Gewande möglichst viel Fremdheit zu bewahren.²⁶

Historismus und Romantik hatten wie in allen Bereichen der Geschichte so auch bei den Sprachen und Literaturen das Prinzip der unwiederholbaren Individualität

23 Eine – nicht immer zuverlässige – Übersetzung dieses Briefes eröffnet die im übrigen vorzügliche Quellensammlung, die H. J. Störig herausgegeben hat: *Das Problem des Übersetzens* (Wege der Forschung 8), Darmstadt 1973⁴.

24 Zu brüderlichem Andenken Wielands (1813), Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche Goethes, hrsg. von E. Beutler, Bd. 12, Zürich-Stuttgart 1962², S. 705.

25 S. hierzu Chr. M. Wieland, *Übersetzung des Horaz*, hrsg. von M. Fuhrmann, Frankfurt/M. 1986, S. 1089 ff.

26 Zum Folgenden vgl. M. Fuhrmann: Von Wieland bis Voss: Wie verdeutscht man antike Autoren? *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts* 1987, S. 1–22.

entdeckt, und hieraus schien zu resultieren, daß es unmöglich sei, Form und Inhalt eines Literaturwerks vom bedingenden Grunde des ursprünglichen Sprachsystems zu lösen und in ein anderes zu transponieren; folglich durfte man (so lautete die nunmehr maßgebliche Lehre) gar nicht erst versuchen wollen, durch zielsprachenorientiertes Übersetzen ein dem Original in etwa [19] ebenbürtiges Werk zu schaffen. Die Übersetzung sollte nur noch zum Original hinführen dürfen, indem sie die Eigentümlichkeiten des ursprünglichen Sprachgewandes im Medium der Zielsprache abzubilden suchte. Schleiermacher, neben Wilhelm von Humboldt der wichtigste Repräsentant der neuen Richtung, brachte dieses Postulat auf die Formel²⁷:

Das nämliche Bild, den nämlichen Eindruck, welchen er (der Übersetzer) selbst durch die Kenntnis der Ursprache von dem Werk, wie es ist, gewonnen, sucht er den Lesern mitzuteilen, und sie also an seine ihnen eigentlich fremde Stelle hinzubewegen.

Den Lesern sollte also die genuine Gestalt des übersetzten Werkes zugänglich gemacht werden, und zwar durch eine Methode des Übersetzens, welche die Zielsprache der Ausgangssprache anbietet, soweit es die Regeln der Zielsprache nur irgend erlauben. Schleiermacher selbst, Voss seit der Neufassung der „Odyssee“ (1793) und viele nach ihnen haben diese Methode befolgt, und so verfestigte sich das ausgangssprachenorientierte Übersetzen zumal im Bereich der Dichtung zu einer Tradition, die bis zur Gegenwart reicht.

Wer sich vor Augen führen will, welch radikaler Wandel zwischen Aufklärung und Goethezeit, zwischen Wieland und Voss stattgefunden hat, und wer sich andererseits von dem erstaunlichen Ausmaß an Kontinuität überzeugen möchte, das Produkte der Goethezeit mit denen der Gegenwart verbinden kann, der braucht nur drei Versionen desselben Textes – von Wieland, aus dem frühen 19. Jahrhundert, von heute – zu vergleichen, etwa den Anfang der Horaz-Satire 2,6: *Hoc erat in votis, modus agri non ita magnus ...*

Wieland gibt ihn so wieder:

Mein höchster Wunsch war einst ein kleines Feld,
ein Garten, eine Quelle nah am Hause,
und etwas Wald dazu: die Götter haben mehr
und Bessers mir gegeben: mir ist wohl,
ich bitte weiter nichts, o Majens Sohn,
als daß du mir erhaltest, was du gabst.

Bei Voss nehmen sich dieselben Verse so aus:²⁸

Das war immer mein Wunsch, ein Äckerchen, nicht zu geräumig,
wo ein Garten und nahe dem Haus ein lebender Quell sei,
auch darüber ein wenig von Waldungen. Mehr noch und Bessers
haben die Götter verliehn. Wohl ist! Nichts weiter erflieh' ich,
Majas Sohn, als daß du zu eigen mir dieses Geschenk machst.

²⁷ Methoden des Übersetzens (1813), in: Das Problem des Übersetzens, (s. Anm. 23), S. 48. [o. S. 66].

²⁸ Q. Horatius Flaccus, Werke, von J. H. Voss, Braunschweig 1822³, 2. Bd., S. 137.

Und Karl Büchner hat diese Partie wie folgt verdeutscht:²⁹

So war's ersohnt von den Göttern: ein Stückchen Boden bescheiden,
wo sich ein Garten, dem Hause benachbart die ständige Quelle
und überdies etwas Wald sich befände. Sie haben es reicher,
haben es besser gemacht. Es ist recht. Ich erbitte nichts weiter,
Sohn der Maja, als daß dies Geschenk du zu eigen mir machest.

Es fällt sofort auf, daß der Hiat zwischen Wieland und seinen beiden Nachfolgern zuallererst durch das Versmaß bewirkt wird: Wieland mied – zielsprachenorientiert – den im Deutschen überaus problematischen Hexameter; Voss und Büchner suchten ihn – der Ausgangssprache folgend – zu retten. Alles andere, die Wortstellung und Wortwahl, scheint mehr oder weniger hierdurch bedingt zu sein. [20]

Das humanistische Gymnasium humboldtscher Prägung hat gewiß erheblich dazu beigetragen, daß im 19. und noch im 20. Jahrhundert ausgangssprachenorientierte Übersetzungen antiker Autoren toleriert, ja bevorzugt wurden, im Unterschied zu anderen Größen der ‚Weltliteratur‘, zu Cervantes, zu Shakespeare oder zu Dostojewski: es gab eben ein ziemlich breites Publikum, das die Griechen und Römer im Original zu lesen vermochte und demzufolge Übersetzungen desto höher schätzte, je besser sie die Originale erschlossen, je mehr sie sich am Ausgangstext orientierten.

Gleichwohl darf man sich die Übersetzungspraxis des 19. Jahrhunderts nicht so vorstellen, als sei damals monoton einzig und allein ausgangssprachenorientiert verfahren worden. Die berühmteste Ausnahme war Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Seine Übersetzungen griechischer Tragödien orientierten sich in extremem Maße an der Zielsprache, am Literaturdeutsch der Goethe-Epigonen und des Realismus.³⁰ Er hat sich in dem erweiterten Vorwort zum euripideischen „Hippolytos“ zu seinem geradezu gewaltsamen Vorgehen bekannt; seine Darlegungen gipfeln in den Sätzen³¹:

Es gilt auch hier, den Buchstaben verachten und dem Geist folgen, nicht Wörter noch Sätze übersetzen, sondern Gedanken und Gefühle aufnehmen und wiedergeben. Das Kleid muß neu werden, sein Inhalt bleiben. Jede rechte Übersetzung ist Travestie. Noch schärfer gesprochen, es bleibt die Seele, aber sie wechselt den Leib: die wahre Übersetzung ist Metempsychose.

Das Ergebnis dieses Ausbruchs in die Modernität war allerdings, wie Schadewaldt mit Recht feststellt, „ein seltsames Gemisch von Schiller, Geibel, protestantischem Kirchenlied, spätgoetheschen Rhythmen, Hebbelschem Dialog mit seltsamen Abstürzen in die Alltagssprache“ (s. Anm. 30).

Noch aus einem ganz anderen Grunde muß man sich davor hüten, die Tradition des ausgangssprachenorientierten Übersetzens, wie sie sich im 19. und 20. Jahrhundert behauptet hat, schlechtweg für homogen zu halten. Denn einzig die Gründerfiguren

29 Horaz, *Sermones, Satiren*, hrsg. von K. Büchner, Stuttgart 1972, S. 149.

30 S. hierzu W. Schadewaldt: Antike Tragödie auf der modernen Bühne, in: *Hellas und Hesperien*, Bd. 2, S. 636; H. Flashar: Aufführungen von griechischen Dramen in der Übersetzung von Wilamowitz, in: W. M. Calder III/H. F. T. Lindken (Hg.): *Wilamowitz nach 50 Jahren*, Darmstadt 1985, S. 308 ff. = *Eidola* (s. Anm. 11), S. 651 ff.

31 Was ist übersetzen, in: *Reden und Vorträge*, Bd. 1, Berlin 1925⁴, S. 8. [o. S. 325–350].

der Goethezeit, insbesondere Johann Heinrich Voss, konnten sich im prägnanten Sinne um ausgangssprachlich orientierte, in der Zielsprache fremdartig klingende Übersetzungen bemühen; diese aber wurden, sofern sie erfolgreich waren, alsbald zu Bestandteilen der Zielsprache, des Deutsch jener Tage, und die zahlreichen Nacheiferer orientierten sich in ihrem Übersetzungsstil weniger an den griechischen und lateinischen Originalen als an ihnen, zumal am Homer und den zahlreichen anderen Verdeutschungen von Voss.

Die Qualität einer Übersetzung bemißt sich nicht nur nach ihrem Verhältnis zum fremdsprachlichen Original, sondern auch nach dem zu ihren Vorgängerinnen in der gleichen Sprache. Die vermeintliche Homogenität der Übersetzungspraxis von der Goethezeit bis heute ist in Wahrheit zuallererst Epigonentum. Insofern hat Schadewaldt recht daran getan, aus dieser Tradition auszubrechen und sich durch den Verzicht auf die strengen Versmaße der Originale Spielraum für eine neue, unverbrauchte Art ausgangssprachenorientierten Übersetzens zu verschaffen.